

mit Objekten in ›Werkbundarchiv – Museum der Dinge‹ umbenannt. Schulzes Blick in die Konsumgeschichte zu dieser Zeit lässt ähnliche Prozesse erkennen. Zunehmend wurde nach dem identitätsstiftenden Charakter von Waren gefragt und auf das Können sowie den emotionalen Wert der zu erwerbenden Dinge verwiesen.

Mit dieser Studie legt Schulze eindrücklich dar, dass die Entwicklungen musealer Praktiken von Ausstellungen ohne Objekte hin zu Ausstellungen mit für sich sprechenden Dingen von den jeweils aktuellen geisteswissenschaftlichen Grundannahmen, gesellschafts- und ausstellungspolitischen Zielen, aber auch dem zeitgenössischen Konsumhandeln geprägt sind und entsprechend unterschiedliche Vorstellungen vom Objekt/Ding zugrunde legen. Der eingängige Titel der Studie ist jedoch ein wenig irreführend. Er erweckt den Eindruck, es habe in der Museumsgeschichte eine geradlinige Entwicklung von stummen Objekten zu sprechenden Dingen gegeben. Zum einen setzt Schulze seine Untersuchung erst in den 1970er Jahren an und verweist selbst darauf, dass bereits in den vorangegangenen Zeiten angenommen wurde, Objekte hätten aus sich heraus einen bildenden, mithin ›sprechenden‹ Charakter gehabt. Zum anderen hat er in seinen Analysen gezeigt, dass auch die jeweiligen Ausstellungs- und Vermittlungsziele die Vorstellung von einer Sprachfähigkeit der in den Sammlungen vorhandenen Objekte prägen.

Insbesondere in den Vorhaben der 1970er und 1980er Jahre, eine Sozial- und Arbeitergeschichte oder Frauengeschichte auszustellen, für die die Objekte fehlten, wird deutlich, dass Objektwissen, Ausstellungsziele und gesellschaftspolitische Debatten in einem Wechselverhältnis stehen. Um dieses Wechselverhältnis weiter zu verfolgen, wäre für die

1990er und 2000er Jahre ein Blick auf die dann stärker werdenden Debatten um die Provenienz von Objekten und das Ausstellen von Kolonialgeschichte spannend gewesen. Schulzes Ansatz, den Blick von den Entwicklungen der Institution Museum auf den Wandel des Objektwissens zu verlegen, ist aber ohne Frage eine neue und weiterführende Perspektive auf die vielfältigen Auseinandersetzungen um Bedeutungsbildungen in Museen und ließe sich für letztgenannte Debatten weiterführend einsetzen.

Lisa Spanka (Bremen)

Botschafter der Revolution

Christian Helm, Botschafter der Revolution. Das transnationale Kommunikationsnetzwerk zwischen der FSLN und der bundesdeutschen Nicaragua-Solidarität 1977–1990 (Studien zur Internationalen Geschichte; Bd. 39), Oldenburg (De Gruyter) 2018, 411 S., 68 €

Die Bundesrepublik Deutschland hat im Zusammenhang und Nachwirken der Studentenbewegung von 1968 einen Globalisierungsschub besonderer Art erlebt, der von der Forschung lange wenig als solcher beachtet wurde: Es bildeten sich politische und soziale Initiativen mit dem Ziel der »internationalen Solidarität«. Zuerst ging es um den Kongo, um Kuba und den Iran. Der Protest gegen den Vietnamkrieg erreichte dann schon große Bedeutung, und fortgesetzt wurde die Linie mit einem deutlichen Schwerpunkt in Lateinamerika: Chile, Nicaragua, später El Salvador und Guatemala. Der Hintergrund der Bewegungen war das wachsende Bewusstsein von der Bedeutung der »Dritten Welt« für das eigene Land und für eine friedliche und zu-

kunftsfähige Entwicklung der Welt. Dieser Prozess ging einher mit dem neuen Interesse an der Entwicklungspolitik und der verbreiteten Rezeption der in Lateinamerika entwickelten Dependenztheorie. Diese Theorie stellte die Abhängigkeit der Entwicklungsländer von den Metropolen in den Mittelpunkt ihrer Analyse und wollte damit die »Unterentwicklung« erklären und die Notwendigkeit einer »nationalen Befreiung« darlegen.

Die akademische Lehre von den internationalen Beziehungen konzentriert sich traditionell auf die diplomatische und zwischenstaatliche Ebene. Die große Bedeutung des neuen Typus von Solidaritätsbewegungen, der gerade von nicht-staatlichen Akteuren getragen wurde, blieb deshalb lange im Halbschatten. Umso erfreulicher, dass dieses Thema nun auch die wissenschaftliche Diskussion erreicht hat, wie eine wachsende Zahl von Veröffentlichungen zeigt.

Christian Helm hat jetzt eine länderbezogene Monographie vorgelegt, in der er die Entwicklung der westdeutschen Nicaragua-Solidarität und ihre Wechselwirkung mit der revolutionären sandinistischen Befreiungsfront (FSLN) eingehend untersucht.

Die Grundlage der Analyse sind Quellen aus den Archiven und Bibliotheken Deutschlands, Nicaraguas (IHNCA) und der Niederlande (IISH) sowie Interviews mit Zeitzeugen und Zeitzeuginnen. So kann der Autor die Dynamik und die erstaunliche Breite der Bewegung in Westdeutschland darstellen und ausführlich belegen.

Das Buch gibt eine umfangreiche Übersicht über die Jahre 1977 bis 1990. Im Zusammenhang mit den Entwicklungen in Nicaragua werden die Organisationsformen, die politischen Diskussionen und die wichtigen Aktionen der Bewegung dargestellt. Helm berücksich-

tigt dabei die besondere Rolle der Kultur und Kunst. Auch stellt er neue Ideen und Aktionsformen heraus, wie zum Beispiel die Entsendung von Arbeitsbrigaden in die Kaffeeernte, aber auch den Einsatz von Helfern und Fachkräften in Sozialprojekten.

Dabei betont Helm die Dichte der Kommunikation und die geradezu explosive Netzbildung über den Atlantik hinweg. Aus heutiger Sicht muss man staunen, dass das in Zeiten umständlicher Luftpostbriefe und teurer Telefonate funktionierte, aber der persönliche Kontakt durch den regen Reiseverkehr und die hohe Motivation der Beteiligten konnte diese Hürden überwinden. Nebenbei bemerkt: Hier wird auch noch ein großer Unterschied zur Vietnam-Solidarität zehn bis zwanzig Jahre zuvor deutlich. Damals mussten Vietnam und der Vietcong noch mehr oder weniger ferne Adressaten der politischen Solidarität in Europa und Amerika bleiben.

Wichtiges hat Helm zur Motivation der Bewegung zu sagen. Nicaragua galt als eine beispielhafte Revolution, in der sich das Volk von einer US-gestützten Diktatur befreite, sein Schicksal freiheitlich und ohne Zwang in die Hand nahm und eigene Wege aus Armut und Unterentwicklung suchte. Die Beteiligung engagierter Christen an der Revolution war eine weithin sichtbare Tatsache. Das kleine Land galt als eine Hoffnung für einen »dritten Weg« zwischen Ost und West, daran muss man heute erst wieder erinnern.

Trotz mancher Zweifel und Konflikte identifizierten sich viele stark mit dem »Kernimage« der Revolution, wie Helm es nennt. Helm spricht von 300 Komitees und Aktionsgruppen aus einem breiten politischen Spektrum, von kirchlichen und liberalen Gruppen bis hin zu revolutionär gesinnten Sympathisanten des Befreiungskampfes. Durch die Kon-

frontation mit der Reagan-Administration in den USA und die Verbindung zur Friedensbewegung, die in der Nachrüstungsdebatte der 1980er Jahre massenhafte Mobilisierungen zustande brachte, erhielt die Solidaritätsbewegung noch zusätzliche Bedeutung für die westdeutsche Öffentlichkeit und Politik.

Für die Solidarität ist die Rolle des Partners und Adressaten (in diesem Fall der FSLN, zuerst im Widerstand, dann an der Regierung) grundlegend, aber über diese Frage wird erstaunlich selten gesprochen. Anders Helm, der beharrlich darauf besteht, nach den »Botschaftern der Revolution« und der aktiven Handlungsmacht (*agency*) der Sandinisten zu fragen. Die Untersuchung verfolgt darum die Rolle von so wichtigen Akteuren wie Ernesto Cardenal (in Westdeutschland/der Bundesrepublik schon seit den frühen 1970er Jahren eine Legende), dem Deutschnicaraguaner Enrique Schmidt Cuadra (bis zu seinem frühen Tod ein Pionier beim Aufbau des transnationalen Netzwerks), Carlos Mejía Godoy (Musiker des politischen Liedes) und anderen. Man kann sagen, dass sich die FSLN schon früh der großen Bedeutung der Unterstützung aus dem nicht-sozialistischen Ausland bewusst war und beim Aufbau des erwähnten »Kernimages« der Revolution flexibel und erfolgreich agierte.

Helm geht auch auf die Verankerung der auswärtigen Beziehungen im Parteiapparat der FSLN ein, mit der die Kampagnen der Solidarität im Ausland später gelenkt und koordiniert werden sollten. Dieser Prozess musste zu zahlreichen Konflikten führen, da die Solidaritätskomitees mit gutem Grund auf ihrer basisdemokratischen Autonomie beharrten, während sich in der FSLN die Tendenz zu zentralistischer und bürokratischer Steuerung im Laufe der 1980er Jahre verstärkte. Die Sprengkraft dieses Gegen-

satzes ist nicht zu unterschätzen, denn immer öfter kam es zu grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten, zum Beispiel in Bezug auf das Demokratieverständnis, die Wirtschaftspolitik, die Indianerpolitik an der Atlantikküste oder etwa die Pressefreiheit.

Helm zeigt, dass die deutsche Seite diese Konflikte meistens mit dem Konzept der »kritischen Solidarität« auffangen konnte, dass die praktische Unterstützung bis 1990 weiterging und sogar professioneller wurde. Die Darstellung der strategischen Absichten der FSLN in dieser Frage kommt im Buch zu kurz, weshalb auch nicht immer deutlich wird, inwieweit sie damit erfolgreich war. Der Hintergrund einer avantgardistischen, militärisch strukturierten Befreiungsfront und ihre nur widerwillig und unvollständig vollzogene Umwandlung in eine demokratische Partei nach dem Sieg der Revolution wirft noch viele ungelöste Fragen auf, die ein Desiderat für künftige Forschungen bleiben. Eine Erinnerung an die Themen und Diskussionen im Rahmen der »kritischen Solidarität« bekommt übrigens heute neue Bedeutung, wo die endgültig autoritär umgebaute FSLN seit April 2018 selbst repressiv gegen eine breite Protestbewegung im eigenen Land auftritt.

Helms Untersuchung stellt einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte der späten Bonner Republik dar. Sie kann überzeugend zeigen, dass die Solidaritätsbewegung mit Nicaragua gleichzeitig »Ausdruck und Motor des neuen globalen Bewusstseins« in Teilen der bundesrepublikanischen Gesellschaft war. Sie löst sich vom weitgehend bekannten Narrativ der Bewegung und analysiert die Voraussetzungen, Aktionsformen und Ergebnisse der praktischen Solidarität aus dem Blickwinkel der Kommunikation und Netzwerkbildung mit den Partnern in Nicaragua. Dieses Buch wird sicher

ein relevantes und verlässliches Werk zum Thema bleiben und hoffentlich den Ausgangspunkt für weitere Arbeiten und Diskussionen zum Thema bilden.

Volker Wunderich (Hannover)

Heavy Metal in der DDR

Wolf-Georg Zaddach, Heavy Metal in der DDR. Szene, Akteure, Praktiken (Texte zur populären Musik; Bd. 10), Bielefeld (transcript) 2018, 372 S., 32 Abb., 39,99 €

In seiner Monografie zu Heavy Metal in der DDR zeichnet der Musikwissenschaftler Wolf-Georg Zaddach den Weg dieser Jugendkultur von einer »Waffe des Feindes« – so die anfängliche Wahrnehmung von Staatssicherheit und SED – zu einer weit verbreiteten und offiziell geförderten Variante »sozialistischer Musikkultur« nach. Was andere für Blues, Beat, Punk und HipHop untersucht haben (etwa Michael Rauhut, Peter Wurschi, Leonard Schmieding), spielt der Verfasser für Heavy Metal durch. Zentraler Analysebegriff ist die Jugendkultur, verstanden als »posttraditionale Vergemeinschaftung, die die traditionellen, staatlich organisierten Vergemeinschaftungsformen durch die individuelle, frei gewählte Vergemeinschaftung in der Gruppe der Gleichgesinnten ablöste und, soweit dies ging, ersetzte.« Daraus leitet Zaddach den Begriff der Szene ab, mit dem er eine solche Vergemeinschaftungsform beim Heavy Metal beschreibt: interagierende Personen, die sich zu einem bestimmten Thema verhalten, die bestimmte Artefakte nutzen und ihnen Bedeutungen zuweisen und die eine relevante Infrastruktur bilden. Damit rückt er den Alltag von Jugendlichen sowie ihre sozialen und ästhetischen Praktiken des »sich Vergemeinschaftens, des Hörens,

des Tauschens und des Musizierens« in den Mittelpunkt seiner Analyse. Diese methodische, auf den theoretischen Überlegungen verschiedener Disziplinen beruhende Herangehensweise erweist sich in seiner Analyse und Interpretation des heterogenen Quellenmaterials als durchaus überzeugend. So kann Zaddach staatliche Diskurse zum Verhältnis von Popmusik, Jugend und Sozialismus ebenso interpretieren wie Lyrik, Mode und Klang der Heavy Metal Gruppen. Einzig der Verweis auf die Alltagsgeschichte und ihr Konzept des Eigensinns, dessen Zaddach sich bedient, kommt leider ohne die Nennung Alf Lüttkes aus, der beide analytische Praktiken ja maßgeblich prägte.

Kennt man die Geschichte von Jugendkulturen in der DDR, so bergen Zaddachs Ausführungen in seinen ersten beiden Kapiteln – »Jugend und Jugendkulturen in der SED-Diktatur« und »Heavy und Extreme Metal in der DDR« – keine wesentlichen Überraschungen. Beide Teile beinhalten gut zusammengefasste Forschungsüberblicke und geben das bekannte Narrativ von diskursiver und administrativer Integration einer zunächst unliebsamen Jugendkultur auf Seiten der staatlichen Akteure und einer sich zwischen Anpassung und Distanzierung bewegenden jugendkulturellen Szene wieder. Zaddachs Verdienst liegt darin, dass er es vermag, die Besonderheiten von Heavy Metal in dieser Entwicklung herauszuarbeiten. So diskriminierte das SED-Regime insbesondere die Mode der Heavies, indem es sie nach § 220 StGB kriminalisierte, weil sie vermeintlich faschistische oder militaristische Kleidungsstücke trugen. Zaddach konstatiert: Heavy Metal forderte »nicht nur den Staat heraus, weil er eine westliche Musik war«, sondern auch, weil die »entscheidungsstragende ältere Generation« gänzlich andere »äs-